This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

HQ
1134
.M2

UC-NRLF
$B 268 624

Die Frauen

des griechischen Alterthums.

Eine Vorlesung

von

J. A. Mähly.

Basel,
Buchdruckerei von J. J. Mast.
1853.

YB 07460

Digitized by Google

GERMAN LIBRARY.

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received July 1884

Accessions No. 34582 *Shelf No.*

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Frauen

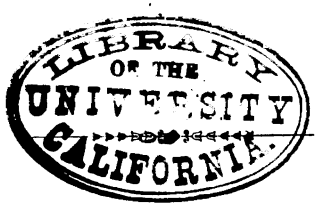
des

griechischen Alterthums.

Eine Vorlesung

von

J. A. Mähly.



Basel,
Buchdruckerei von J. J. Mast.
1853.

Digitized by Google

HQ 1134
.M2

84582

Digitized by Google

Dem

Herrn Professor C. G. Jung

zugeeignet.

Digitized by Google

Digitized by Google

Es scheint einer Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich zu meiner Antrittsvorlesung einen Gegenstand gewählt habe, der seit vielen Jahren eine Anzahl namhafter Gelehrten, Aesthetiker wie Philologen, beschäftigt und eine Menge von Arbeiten zu Tage gefördert hat. — Gerade der Umstand indessen, daß die Gesichtspunkte sowohl von welchen man ausging, als die Ergebnisse zu denen man gelangte, so sehr verschieden sind, trägt die Berechtigung in sich zu stets erneuter Betrachtung, bis einmal eine in unparteiischem Sinne geschriebene vollständige Geschichte den schwankenden Begriffen und unsichern Vorstellungen an den Grundpfeilern objectiver Wahrheit einen Halt gegeben und die zerstreut umherliegenden Strahlen zu einem großen Bilde zusammengefaßt haben wird. Es liegt darin ausgesprochen, daß ich es für unmöglich halte, meinerseits in den kurzen Raum einer Stunde alles dasjenige zusammenzudrängen, was zum Eindruck eines lebendigen mit den frischen und ausfüllenden Farben historischer Treue und Vollständigkeit sich darstellenden Bildes gehört; allein wenn es auch nur gelingt die äußern Umrisse und schwachen Abschattungen desselben ihrem innern Auge vorzuführen, ohne mit dem Blut des Lebens ausfüllen zu können, und mit blassen Farben, die noch dazu verschiedenen Zeiten und Gebieten entlehnt sind und zu keiner künstlerischen Verschmelzung verarbeitet werden können, eine entfernte Aehnlichkeit darzustellen, so hoffe ich doch, daß dieses Wenige genügen werde, um Ihre Anschauung eben so wohl von einer aus Selbsttäuschung entstandenen Idealisierung als von den fratzenhaften Verzerrungen einer Carricatur entfernt zu halten. Auch dazu aber fühle ich wie nothwendig Ihre Nachsicht mir ist, um auf dem weiten Gebiete das ich flüchtig zu durchwandern gedenke, die Lücken und Sprünge damit auszufüllen, die unmittelbaren Uebergänge auszugleichen und wo ich selbst im Gewirr und Gedränge der Einzelnheiten den Ueberblick verloren habe, von einem erhöhten Standpunkte aus das Ganze zu überschauen.

Digitized by Google

Mein Gegenstand ist, die Geschichte des Weibes im Alterthume, vorzugsweise der griechischen Welt an allgemeinen Gesichtspunkten, wie an einzelnen Erscheinungen Ihnen kurz vorzuführen. Sie werden mit mir das Interesse und die daraus hervorgehenden Untersuchungen begreiflich finden, welche dem erwähnten Gegenstande zu Theil wurden. Ein Volk, dessen gesammte Lebensweise im Staat, dessen gesammte Entwicklung im wissenschaftlichen und künstlerischen Gebiete so reichen Stoff zur Forschung dargeboten und den Fleiß seiner Jünger mit so lohnenden Ergebnissen gekrönt hat; dessen Eigenthümlichkeit als Nation eben so anziehend als seine Bedeutung für das allgemein Menschliche so überaus wichtig ist, mußte auch einmal den Blick reizen, von dem Gewühl einer großartigen Oeffentlichkeit hinweg in die innern Räume des Hauses und das Heiligthum der Familie hineinzudringen und hier das gesellige Verhältniß, und den Austausch der innersten Gefühle in dem Zusammenleben der beiden Geschlechter zu erspähen. Der Sinn für das Schöne, den man bei diesem Volke in seinen künstlerischen Schöpfungen und seinen Anschauungen in so hoher Ausbildung zu finden gewohnt war, sollte sich, so erwartete man, in consequenter Weise auch in der Sphäre des seelischen und gemüthlichen Geschlechtslebens finden und alle dessen Aeußerungen verklären und vergeistigen. Die moderne Anschauungsweise, welche nun einmal das Weib von dem Glanze mehr als irdischer Herrlichkeit umflossen sieht und nur durch den Duft des Weihrauchs hindurch emporzublicken wagt, hätte gerne eine geschichtliche Berechtigung, so zu sagen einen Trost bei dem für das Schöne empfänglichsten Volke des Alterthums gefunden. Und warum sollte weibliche Schönheit der Begeisterung nicht würdig sein, warum gerade ihre Verehrung ausgeschlossen von den Empfindungen der männlichen Bevölkerung, da ja hier schon durch die Nothwendigkeit ein tägliches Anschauen geboten war? Freilich wird man mit diesem Argument nicht viel ausrichten können, wenn man mit einem alten Gelehrten de Pauw den Griechinnen der alten Welt das uneingeschränkte Prädicat der Häßlichkeit beilegt. Allein wenn hier schon die Wahrscheinlichkeit sich zeugend dagegen erhebt, so spricht die Geschichte in den klarsten Erscheinungen ihr Verdammungsurtheil aus. Der gute Mann hat überhaupt alle griechischen Verhältnisse durch eine trübe angeschwärzte

Digitized by Google

Brille angesehen, hier scheint er völlig erblindet zu sein. Oder hätte ihn nicht jede Statue der Venus, nicht der Gedanke an Helena, ja nicht jede beliebige Hetäre, die doch wahrhaftig auch griechischen Ursprungs waren, des Gegentheils überführen können? — Wir dürfen unbedingt zugeben, daß weibliche Schönheit in reicher Fülle vorhanden war und demgemäß auch den empfänglichen Sinn des Volkes entzückte, aber ob nun das Anschauen dieser sinnlichen Schönheit auch verklärend auf den Geist zurückgewirkt und hier in platonischer Steigerung zur Begeisterung für das geistig Schöne geführt habe ist eine andere Frage. Wir kommen später auf die platonische Begriffsentwicklung zurück; hier genügt es jedoch das Maß dieser Wechselwirkung allerdings im Vergleich zu unserer Zeit sehr zu beschränken. Aber es liegt auch in diesem Satze einer der Hauptangelpunkte, um welchen sich eine richtige Auffassung nothwendig bewegen muß. Das sinnliche Element, wie es in den Gebilden der sichtbaren Schönheit sich ausprägt, war für den Griechen das Höchste, eine edle Sinnlichkeit, die auch wohl der Sinnigkeit Raum ließ, seine Lebensnahrung. Fand aber nun sein Auge sich an den entgegentretenden Schöpfungen der Kunst oder den Aeußerungen der Natur befriedigt, sein Formensinn alle seine Forderungen erfüllt, und flossen die Strahlen des angeschauten Gegenstandes nicht nur wohlthätig in sein Auge, sondern auch mit der innigsten Behaglichkeit in seine Seele ein, so war es eben doch mehr das Gefühl erfüllter Kunstbedingung und schöner Verwirklichung der äußern Gestalt, das ihn leitete, als daß der Inhalt in entsprechender Vollendung sein Bewußtsein durchdrungen und sein Inneres ausgefüllt hätte — oder das Gefühl war wenigstens eben so sinnlich als die Anschauung. Socrates, welcher in seinen Gefühlen ein ächter Grieche, in seiner Beherrschung durch den Verstand ein wahrer Philosoph und Christ war, läßt die üppigen Reize einer Hetäre sich enthüllen und seine Begeisterung für dieselben ist nach seinem eigenen Geständniß ganz anders als geistiger Art. Wie sehr verschieden ist dagegen unsere Betrachtungsweise! Ein äußerer, auch noch so mangelhafter Vorwurf genügt, um uns mit all unserer geistigen Innigkeit in die tiefsten Tiefen desselben zu versenken und über dem Schwelgen und Genießen im Inhalt der Form zu vergessen! Darin beruht der große Gegensatz des Classicismus

Digitized by Google

und der Romantik, welche letztere, wenn auch nicht in ihren überschwänglichen Ausflüssen, doch in den ersten Prinzipien unserm Wesen und unserer Religion jedenfalls verwandter ist. Das wahre Gefühl beruht eben auf einer Beziehung unserer Umgebung, der organischen wie unorganischen auf unser unmittelbarstes Innerstes, auf einem Auffinden verwandtschaftlicher Züge mit unserer eigensten Natur, auf einem Verschmelzen unseres Geistes mit dem unserer Umgebung, deren Wehen wir zu verspüren meinen; — der Grieche hielt sich an das Gegebene, als Genießender stellte er sich in bewußter Selbständigkeit dem genossenen Gegenstand gegenüber und an ein unterscheidungsloses Aufgehen in denselben dachte er nicht. Empfindsamkeit war ein ihm unbekanntes Gefühl, weil dessen Forderungen in allzu unklaren Umrissen verschwammen; der erste Dichter, welcher das menschliche Gemüth durch die Empfindung der umgebenden Natur annäherte und z. B. einen Frühlingsmorgen mit den Stimmungen der Menschennatur verwebte, war Euripides, derselbe der auch mehr als irgend einer das weibliche Leben nach allen seinen Richtungen und Leidenschaften bis zu den feinsten Nüancen hinab schilderte, aber eben deßwegen auf der Grenzscheide antiken Lebens und moderner Humanität steht. Natürlich darf bei solchen Urtheilen nie ein absoluter Maßstab angelegt werden, sondern ihre Wahrheit bleibt immer eine relative zu dem Standpunkte der Vergleichung, und so gut wir den Griechen im Allgemeinen den Begriff von Liebe zum Weiblichen absprechen dürfen, der unsern modernen Standpunkt bezeichnet, derjenigen Liebe also, welche in der unbedingten Hingabe an das Geliebte ihre Erfüllung findet und von leiser Schwärmerei kaum trennbar ist, noch viel mehr aber jener kränkelnden, in geistiger Schwindsucht und gegenseitiger Sophistik der Quälerei sich selbst und das Geliebte allmälig aufzehrenden — so sehr wir, sage ich, dazu berechtigt sind, so wenig dürfen wir auf der andern Seite das Gefühl der Liebe überhaupt wie es sich im Familienleben äußert, bei den Griechen verkennen. Wenn eine gesunde Philosophie der Geschichte mit jedem Tage mehr zu der Ueberzeugung gelangen muß, daß ein Volk, das in der Weltgeschichte seine Rolle gespielt hat, von der Vorsehung zur Erfüllung und Bethätigung einer bestimmten Idee berufen war und ferner berufen sein wird, bis einst durch

Digitized by Google

Verschmelzung alles Nationalen zu einem allgemein menschlichen Verbande eine jede derselben ihren freiesten Spielraum gefunden hat; und wenn demgemäß dem griechischen Volksgeiste vorzugsweise die Idee der sinnlich schönen Form zuerkannt werden muß, so werden wir nicht auch gleich eine völlige Ausfüllung und allseitige Durchdringung durch den Inhalt verlangen, sondern dieses Geschäft gerne spätern Geschlechtern überlassen, welche mit dem Inhalt einer stets schaffenden neuen Zeit in Wissenschaft, Sitte und Religion um so eher jene Mängel ergänzen und die leeren Räume ausfüllen können.

Ein zweiter Hauptunterschied der das griechische Alterthum von unserer Zeit trennt, und der mit jenem erstgenannten der schönen Form in genauer Wechselwirkung steht, ist das überwiegende öffentliche Leben, welches die Thätigkeit des Mannes durch seine großartigen Interessen auf eine Weise in Anspruch nahm, die der Entwicklung gemüthlicher Seiten im häuslichen Kreise nur wenig Spielraum übrig ließ. Die Schöpfungen, welche dort an der Sonne der Oeffentlichkeit entstanden und darin sich spiegelten, hervorgegangen aus dem gemeinsamen Zusammenwirken der Nation, waren zu erhaben und schmeichelten dem ehrgeizigen Volksgeiste zu sehr, als daß der Grieche auf Kosten seines Anspruches an die Vollendung derselben sich an den Dämerschein seines Familienlebens zurückgezogen und dort ein idyllisches Stillleben geführt hätte, das zwar sein ganzes Gemüthsleben befriedigend hätte ausfüllen aber doch nicht sein Selbstbewußtsein und Selbstgefühl nähren können, Glied eines berühmten, rastlos thätigen Volkes zu sein. Nur durch die Oeffentlichkeit und gleichmäßige Theilnahme Aller war dem Staatsorganismus, der in den schönsten Zeiten Griechenlands so klar gegliedert und so gleichmäßig vertheilt uns entgegentritt, seine Lebensbedingung gegeben und die Kunstschöpfungen der perieleischen Periode waren nur Folge und Ausfluß jener Öffentlichkeit, die dem bunten Spiel wetteifernder Kräfte so reiche Nahrung und so mannigfacher Anregung gab, die Vollendung in der Kunst anzustreben. Von solchen Bestrebungen war aber die Frau schon vermöge ihrer Natur ausgeschlossen. Das öffentliche Leben liegt nicht in ihrer Bestimmung, damals so wenig wie jetzt und überhaupt; nicht im Geräusch der Außenwelt ist ihr Wirkungskreis, nicht im Gewühl der Masse,

Digitized by Google

welche gleichsam in einer Idee als Ganzes aufgeht, sondern daheim, in der Stille des häuslichen Lebens ist ihre ursprüngliche Stelle, die Pflege und Entwicklung des individuellen Lebens ist ihre Aufgabe, und wo sie diesen Raum verläßt und mit ihrem Wirken hinaustritt in den Kreis öffentlicher Interessen, muß sie diese zweideutige Bevorzugung mit dem Preis ihrer Weiblichkeit erkaufen. Den Griechen war diese Grenze so klar wie uns, und wenn ihr richtiger Blick darum wieder trüber erscheint, daß sie jene Beschränkung vielleicht in allzuschroffen Linien ausführten, so ist dieß nur eine Folge ihres ausschließlichen öffentlichen Wirkens, welches allerdings sie selten zu einer allseitigen Würdigung weiblicher Natur gelangen ließ. Und doch sprechen uns aus einer Reihe von Beispielen, wie wir nachher sehen werden, Züge der tiefsten Innerlichkeit und des zartesten Verständnisses geschlechtlicher und ehelicher Verhältnisse an, welche wenigstens einen Theil der Geweihteren uns ebenbürtig machen. Die herrschende Ansicht ist indeß immer noch die, welche die Griechen im Vergleich zu den Germanen bedeutend zurückstellt und das wahre Naturverhältniß, die Würde und Bestimmung der Frau, so wie das Heiligthum einer edeln Liebe und treuer Ehe bei diesen viel tiefer erkannt und aufgefaßt findet, als solches bei allem künstlerischen Glanze der schönen Griechenwelt statt gefunden hat. Wir wollen nicht läugnen, daß in der germanischen Natur die Pflege des Reinweiblichen tiefer gelegt war, und daß es mit zu ihrer providentiellen Bestimmung gehörte, jene Idee in ihrem Volksleben weiter zu fördern und zu verklären, als es den in andern Verhältnissen sonst so unendlich bevorzugten Griechen vergönnt war; waren sie doch auch vorzugsweise zu Trägern und Verbreitern des Christenthums ausersehen, einer Religion, welche in der sittlichen Gleichstellung beider Geschlechter einen ihrer erhabensten Triumphe feiert. Der römische Geschichtschreiber Tacitus hat hier schon mit richtigem aber wehmuthsvollem Blicke mitten unter den rohen Sitten seiner Feinde, das Zartere und Ursprünglichere dieses Verhältnisses heraus erkannt, und ein tiefer Zug der Sehnsucht nach dessen Verwirklichung unter seinen Stammgenossen spricht aus seinen Worten. Aber man denke sich auch im Hintergrunde das damalige wüste Treiben und die sittliche Entfesselung der Hauptstadt. Aus diesem Gesichtspunkte auch

Digitized by Google

unterläßt er es nicht, bei der Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters auf die Innigkeit des ehelichen Verhältnisses desselben, offenbar in schneidendem Gegensatze zu der Umgebung, hinzuweisen, mit den gehaltvollen Worten: Die Gatten lebten unter einander in wunderbarer Harmonie und gegenseitiger Liebe, jedes das andere höher stellend. Und Tacitus war ein Römer und kein Grieche, mit welchem Recht man aber den Römern einen Fortschritt in der Stellung des Weibes zuerkennt, werden wir sogleich sehen. Jedenfalls scheint mir, sollte man die Beispiele zum Beweise einer edlern Sitte bei den Germanen besser wählen, als wenn man mit einem neuern Darsteller das Aechtweibliche, welches nach dessen Worten aus der sonst rohen Anschauung ihrer Poesie wie die Rosen aus einem Felsblock hervorsprießt, darin sucht, daß Brunhild und Chriemhild als geharnischte und kampfgewohnte Weiber den männlichen Heldengestalten mit gleichem Selbstgefühl schlagfertig entgegentreten. Es beweist dieß allerdings eine größere Selbständigkeit; ob es weiblicher sei, bezweifeln wir sehr! Dabei ist ferner wohl zu bedenken, daß das germanische Volk mit seiner Poesie und Geschichte uns in einem bedeutend spätern Zeitraum entgegentritt, als die Erzeugnisse des griechischen Volkes; und von wie großer Bedeutung das Moment der Zeit hier ist, beweist die Geschichte selbst, welche wie auf andern Gebieten des Lebens so auch hier in analoger Weise umgestaltend und vielfach verändernd gewirkt hat. Es ist deshalb durchaus keine Einseitigkeit oder beschränkte Auffassung, wenn wir Darstellungen des weiblichen Geschlechtes besitzen, welche bei demselben Volke eine bestimmte Zeitperiode behandeln. Hätten wir es nicht vorgezogen, in allgemeinen Zügen die Anschauung des gesammten griechischen Alterthums an der Hand der Geschichte vorzuführen, so würde die Beschränkung auf einen bestimmten Abschnitt, wie ihn die Geschichte gewöhnlich von selbst darbietet, ebenfalls ihre volle Berechtigung gehabt haben. Was nun aber noch das Urtheil der Römer betrifft, deren Schriftsteller nicht selten Gelegenheit nehmen, ihre Behandlung der Frauen der griechischen gegenüber zu erheben, so ist schon der Raum den unser eigentlicher Gegenstand einnehmen darf, uns so knapp zugemessen, daß wir vielleicht jeden vergleichenden Ueberblick besser unterließen; jedoch einzelne Punkte mögen beweisen, daß

Digitized by Google

man wenigstens im unbedingten Glauben sehr vorsichtig sein muß. Die Kürze dieser Betrachtung gestattet uns keine Unterscheidung der Zeit. Niebuhr hat bekanntlich die Frauen in Rom als versöhnendes Element der Partheien betrachtet. Doch ist mit Recht bemerkt worden, daß diese Achtung nicht sowohl der Ehe als rein sittlichem Institut, sondern mehr als polizeilicher Maßregel, nicht sowohl den einzelnen Hausfrauen, als dem ganzen Stande der Matronen, als Pflegerinnen immer neuer Generationen gelte. Die Blüte der Ehrerbietung vor dem andern Geschlecht ist zu sehen in dem Institut der Vestalinnen, welche ihrer Vorsteherin, der jungfräulichen Vesta, ein eheloses Leben weihten, dessen Heiligkeit so sehr gewahrt und von allem sinnlichen Einflusse fern gehalten wurde, daß Seneca (controv. 6. 8.) es als ein incestum betrachten konnte, als eine Vestalinn den Vers dichtete: felices nuptæ; moriar nisi nubere dulce est. Auch tauchen in der römischen Geschichte unter den Frauen Lichtgestalten auf, wie die edle Cornelia, die Mutter der Gracchen und später Octavia, des Antonius, und Porcia, des Brutus Gemahlin, die beim Abschied von jenem, als sie das Gemälde von Hectors und Andromaches Begegnung nach der homerischen Schilderung erblickte, in Thränen zerfloß, und durch ihre Tugend ihrem Manne eine solche Achtung einflößte, daß er zu den Göttern betete, er möge eines solchen Weibes würdig werden. Sehr anziehend ist das Gemälde, welches uns Columella von einer Ehe gibt: Es bestand gegenseitig die größte, mit aller Aufmerksamkeit und Harmonie gepaarte Achtung, und das eifrigste Bestreben der Frau ging auf allseitige Erfüllung ihrer Pflichten, indem sie durch ihre Sorgfalt die Umstände ihres Mannes zu erweitern und zu verbessern suchte. Nichts getheiltes sah man im Hause, nichts das die Frau oder der Mann als getrenntes Eigenthum ansprachen, sondern beide betrachteten es als gemeinschaftliches Gut. — Allein auch er stellt dieß Verhältniß nur in den Vordergrund, um das Seltene einer ähnlichen Erscheinung zu seiner Zeit um so nachdrücklicher hervorzuheben. Wirklich finden sich in den besten Zeiten der römischen Republik einzelne abschreckende Züge, die um so mehr ins Gewicht fallen, als sie an Männern wahrgenommen werden, die sonst im vollen Glanze bürgerlicher Tugend und sittlicher Reinheit dastehen.

Digitized by Google

Aemilius Paulus verstieß seine schöne und tugendhafte Frau; später hat Cato, das römische Ideal eines Republikaners, freiwillig dem Redner Hortensius seine Frau zur Erfüllung natürlicher Zwecke überlassen, ein Freundschaftsdienst, vor welchem unser sittliches Gefühl mit Recht zurückschaudert. Auch Ciceros häusliche Verhältnisse sind keineswegs geeignet, von einer idealen Auffassung der Ehe zu überzeugen; er hat sich zweimal geschieden und seine erste Frau hat genau sein Beispiel befolgt. Um ein Bild dieser Zeit zu erhalten, genügt es, sich an die römischen Elegiker zu erinnern, welche von der damaligen Unsittlichkeit in geschlechtlichen Verhältnissen das sprechendste Zeugniß ablegen. — Bei Gellius sagt ein Metellus: „Wenn wir ohne Frauen existiren könnten, Quiriten, so würden wir aller jener Plackereien entrathen, nun aber, da die Natur es einmal so gewollt hat, daß das Leben mit ihnen ein unerquickliches, ohne sie aber unmöglich ist, so laßt uns lieber unser Augenmerk auf einen immerwährenden Bestand als auf den flüchtigen Genuß richten." Man weiß, wie Augustus das Oberhaupt des Staates sich von Tiberius Nero dessen Frau — und in welchem Zustande — abtreten ließ; wie er seine Tochter Julia dem Agrippa mit Beseitigung seiner Nichte zur Frau gab. Von der spätern Kaiserzeit wollen wir nicht sprechen, der Fluch der Geschichte hat sie gebrandmarkt.

Blicken wir nun auf unsere Zeit, welche sich rühmt, durch den wohlthätigen Einfluß einer milden Religion Recht und Sitte veredelt und der ursprünglichen Bestimmung der Menschennatur angepaßt zu haben. Es ist wahr, der Grundsatz der Gleichstellung ist da, die Theorie gleichmäßiger Würdigung ist da, gegenseitige Achtung und Anerkennung auf dem Grund einer ausgleichenden Liebe wird gepredigt, und doch wird man Schlegels Ausspruch unterschreiben müssen (**Diot. p. 1**) „Würde man nicht auf Grundsätze und Ideen der neuern Völker sondern auf wirklich bestehende Sitten unserer Zeit sehen, so würde der Vergleich doch bei weitem nicht immer zu unserm Ruhm und Vortheil ausfallen." Der verstorbene Jakobs hat in seiner Untersuchung über die Geschichte des weiblichen Geschlechts bei den Griechen auf Sitten und Verhältnisse in der neuern und neusten Zeit bei gebildeten Völkern aufmerksam gemacht, welche uns einen tiefen Riß in der Stellung beider Ge-

Digitized by Google

Sünderin, sie ist büssende, reuende Sünderin. Auf der Mauer von Troja, als sie das Lager der Griechen und die bekannten Helden erblickt, bricht ihre Reue durch in klagenden Worten; sie wünscht, der Tod hätte sie vorher weggerafft, ehe sie dem Paris folgte und ihre schönen Verhältnisse zu Gatten, Kindern, Gespielinnen verließ. Und kann es ein glänzenderes Zeugniß für Verehrung weiblicher Schönheit geben als wenn in derselben Scene altersgraue Trojaner beim Anblick der Helena überwältigt werden und sich zuflüstern: „Wahrlich um solches Weibes willen lohnt es sich, daß zwei Nationen einander bekämpfen?“ — Und jenes waren nach griechischer Vorstellung Barbaren; Priamus steht mit seinem Serail von 50 Weibern wie ein orientalischer Fürst da; eine solche Erscheinung war in der griechischen Sitte etwas unerhörtes; man sieht, welchen großen Schritt zur Cultur gegenüber orientalischem Wesen das griechische Volk gethan hat. Zwar hat Agamemnon aus der Beute sich zur Bettgenossin ein Mädchen erkoren, welches den Anlaß zu dem verhängnißvollen Streit und Zorn des Peliden gibt; jedoch that er es fern von der rechtmäßigen Gattinn, der Clytämnestra, und die übrigen Entbehrungen eines lange anhaltenden Kriegs waren schon hart genug, um auch dieser freiwillig sich zu unterziehen. Daß übrigens weder in der Sitte noch im Rechte ein Nebenverhältniß geduldet war beweist Clytämnestras Benehmen, welche es mit als einen Grund zur Ermordung ihres Gatten anführt, daß dieser die durch Raub ihm zugefallene Cassandra mit sich nach der Heimat brachte. Das Gefühl der Eifersucht, welches hier sich kund giebt, ist indeß von der Sage schon weiter hinaufgerückt worden, in das Verhälniß nämlich des Hercules zur Dejanira. Sophocles hat uns den tragischen Verlauf desselben in einem rührenden Seelengemälde geschildert, den Trachinierinnen. Indem die Arme durch einen Liebestrank den Gatten aus den Falten eines fremden Liebesnetzes zu befreien und dessen Herz sich wieder zuzuwenden wähnt, bereitet sie unbewußt ihrem Liebsten und hierauf sich selber den Untergang. Das anziehendste Gemälde ächter Weiblichkeit und männlicher Anerkennung derselben stellt sich uns übrigens in der Scene zwischen Hector und Andromache dar, als jener in die Männerschlacht eilt, diese mit ihrem Knäbchen ihm begegnet. Die zärtliche Gattinn und die lie-

Digitized by Google

bende Mutter sind hier mit einer Wärme und Innigkeit geschildert, die einen überaus wohlthätigen, von keinem Nebengefühl des Fremdartigen untermischten Eindruck in unsrer Seele zurücklassen. Aber auch Hectors Benehmen entspricht dem Maaß dieser Hingebung, denn der Beschirmer Trojas sagt zu ihr (450)

Doch selbst Troja würde nicht so mich schmerzen in Zukunft,
Hecabe nicht, und Priamus nicht, der Herrscher in Troja,
Nicht die Brüder, obschon an Zahl sie viele und tapfer,
Wenn in dem Streit sie fielen, vom Schlag der feindlichen Männer,
Als du's würdest, wenn einer der erzumstarrten Achäer
Weg in Thränen dich führte, das Licht der Freiheit dir raubend.

Ein inniges Verhältniß stellt uns auch die Sage dar in dem Ehepaar Protesilaus und Laodamia. Jener war der erste Grieche, welcher auf trojanischem Boden fiel. Seine Gattinn, vom Schmerze zerrissen, erbat sich vom Gott die Gunst, daß der Schatten ihres Mannes ihr erscheinen möge, und als es ihr gewährt war, hauchte sie in seinen Armen den Geist aus. In der Odyssee, einem Epos, welches in einzelnen Richtungen schon in das Idyllische ausläuft, ist der weibliche Hauptcharakter Penelope, welche nach einer oben angeführten Stelle „eine kluge und treue Hausfrau" ist, und wahrscheinlich also nur dieses. Aber wenn man die Feuerproben dieser Treue sich vergegenwärtigt, wenn man sieht, wie sie jede Anerbietung eines sorgenfreien, äußerlich ungetrübten und mit dem Ueberfluß des Reichthums dahinströmenden Lebens in der Erinnerung an den fern irrenden Gatten ausschlägt, wie sie lieber Entbehrungen aller Art und täglich das schreiendste Unrecht in ihrem eigenen Hause duldet, als das Band, das sie stets mit ihrem Gatten verknüpft, zerreißt, so muß man vor einer solchen Treue eine unbegränzte Achtung hegen und sie aus einem höhern und heiligern Gefühl, als dem der bloßen Pflicht, herleiten. Dieses Gefühl bestätigt sich auch durch eine schöne Erzählung, welche uns gelegenheitlich überliefert ist, wonach der Vater der Penelope, als Odysseus nach Ithaca ziehen, jener aber die Tochter lieber zu Lacedämon bei sich behalten wollte, sie fragte, ob sie lieber dem Odysseus folgen als bei ihm bleiben wolle. Statt aller Antwort verhüllte sich Penelope das Gesicht und

Digitized by Google

ihr Vater erkannte daran ihren Willen. Dieser Zug ist gewiß so innig als er nur in einer Herzensgeschichte heutiger Zeit vorkommen kann. Auch wie sie bei Homer dem Sänger verbieten will, seinen Gesang von der Heimfahrt der Achäer fortzusetzen, weil dabei die Sehnsucht nach ihrem geliebten Manne allzugewaltig ihr Herz bestürmt und wie sie nachher in ihrem einsamen Zimmer Thränen der Erinnerung und Wehmuth vergießt, ist sehr zart gedacht. Wenn man der Penelope in ihrem Benehmen gegen die Freier unverholenen Eigennutz vorwirft, weil sie durch allerlei kluge Mittel ihnen Geschenke abzulocken dachte, so würde dieser Vorwurf das griechische Volk überhaupt, und nicht mit Unrecht treffen müssen; in ihrer Stellung ist aber Penelope gar sehr entschuldigt durch die Rücksichtslosigkeit der Freier, welche im Gefühl ihrer Stärke auf die ungerechteste und unbefugteste Weise das Gut des Odysseus verzehrten. Odysseus selbst läßt in allen seinen Abentheuern und verwickelten Lagern stets mächtige Töne der Sehnsucht nach dem Weibe und der Heimath durchklingen, und nirgends ist sein Verlangen nach dem sterblichen Weibe heftiger als wo ihn die Göttinn durch ihren Liebreiz sich auf immer verbinden will. Im Besitz eines solchen Weibes hat Odysseus allen Anspruch auf Verzeihung, wenn er sich durch verstellten Wahnsinn dem Kriege zu entziehen sucht, der ihn von seiner Gattinn vielleicht wegraffte, jedenfalls längere Zeit entfernte. Im verloren gegangenen rasenden Odysseus des Sophocles kam wahrscheinlich das Ideal eines Ehepaars zur Anschauung (Thudichum und Welker) in der Person der beiden Gatten. Nausicaa ist allerdings ein naives Mädchen, aber in ihre Naivetät hat der Dichter Züge gelegt, welche für dessen tiefes Eindringen in die geheimsten Falten des weiblichen Seelenlebens zeugen. Sie geht an das Meer, wie sie ihrem Vater sagt, um für ihre fünf Brüder die Wäsche zu besorgen, dabei hat sie aber den Gedanken an ihre eigene baldige Aussteuer im Hintergrund und der Vater merkt es. „In ihrem Benehmen gegen Odysseus, sagt Schlegel, ist schöne Mischung von Offenherzigkeit und Furchtsamkeit, erwachendem Verlangen und zartem Gefühl.“

Mehr wird man, wenn der Zweck der damaligen Poesie und der Geist der ihre Schöpfungen durchweht, berücksichtigt wird, billig

Digitized by Google

nicht verlangen können. Die Thaten der Waffen verlangen den starken Arm des Mannes; im Gewühle der Feldschlacht und den zahllosen Wechselfällen des Krieges, dem nie rastenden Treiben männlicher Kraft bleibt kein weiterer Raum übrig zur Entwicklung zart weiblicher Verhältnisse; schon eher in dem stürmisch bewegten Leben und den Irrfahrten des Einzelnen, wo die Sehnsucht nach der Heimath und ihrem stillen Frieden die Folie bilden muß, auf welcher jene Schilderungen um so glänzender hervortreten. Dort führt Zeltgenossenschaft und der Beistand im Kampfe zur männlichen Freundschaft, welche gerade in der Trennung von weiblichen Elementen ihre Blüten desto herrlicher entfaltet. In der früheren Heldenzeit Hercules und Jolaus, Theseus und Pirithous, im homerischen Epos Achilles und Patroclus. Wie mächtig diese letztgenannte Freundschaft war, geht aus den Schilderungen der Ilias hervor; ihr ganzer letzter und inhaltschwerster Theil wird durch sie und ihre Folgen bedingt. So wie in den ersten Büchern des Achilles Zorn und Absonderung von seinen Kampf- und Stammgenossen das Geschick des Krieges bestimmt, so lodert nach der Erlegung seines Freundes durch Hector die ganze Glut seines Zornes gegen die Feinde; alle Ereignisse von diesem Augenblick an sind ein Ausfluß desselben und er ruht nicht eher, als bis durch Hectors Tod das Feuer der Leidenschaft ausgebrannt und damit das großartige Gemälde abgeschlossen ist. Diese Männerfreundschaft ist aber nun keineswegs Eigenthum der Heroenzeit, sondern hat sich durch das gesammte geschichtliche Leben des griechischen Volkes erhalten und stellt in ihrem Entwicklungsgange die beiden Extreme einer herrlichen Frucht und eines abscheuerregenden Auswuchses dar. Wenn einige Symptome der letzteren Art schon in jene Zeiten und Verhältnisse hinaufgerückt werden, so ist dieses theils der Unkritik späterer Perioden, theils auch einer geflissentlichen Verleumdungssucht zuzuschreiben, welche dadurch für die Laster des eigenen Zeitalters gleichsam eine Entschuldigung zu gewinnen wähnt. Die Gründe anzuführen, welche das Fortbestehen dieser Freundschaft bedingten, und ihr stets neuen Nahrungsstoff gewährten ist nicht dieses Orts, nur soll hier auf den beständigen Aufenthalt der männlichen Bevölkerung in den Gymnasien, in Palästren und den Einfluß aufmerksam gemacht werden, den eine Enthüllung und graziose

Digitized by Google

Entfaltung schöner Formen auf ein sinnlich erregbares Volk haben mußte, welches nicht stets durch die Herrschaft der Vernunft dem übermüthigen Spiel der Sinne eine Schranke zu setzen vermochte. Kommt nun noch dazu, daß einzelne Staaten einer solchen Freundschaft im edlen Sinne Vorschub leisteten, weil sie darin einen mächtigen Hebel zur Begeisterung für edle Thaten erblickten, so wird man es in der Natur der Sache begründet finden, daß das weibliche Geschlecht um manche schöne Frucht verkürzt wurde, die es mit größerm Recht als ihm gehörig beanspruchen konnte. „Was der höchste Ruhm und höchste Genuß, was die höchste Blüte des griechischen Lebens und die erste Liebe des Jünglings war, davon war das Weib ausgeschlossen" (Schlegel). Diese Seizze genügt für unsern Zweck, und so kurz sie auch ausfallen mußte, da eine Geschichte dieser Sitte wie sie sich besonders auch in der Knabenliebe äußert, von den Grenzen unseres Themas ausgeschlossen ist, so wenig durfte sie vernachläßigt werden, da ihr Gegenstand für unsere Frage von der größten Wichtigkeit ist. Für das Heroenalter, auf welches wir hier den letzten zusammenfassenden Blick werfen, sind gewiß Odysseus Worte bezeichnend, um darin die allgemeine Ansicht von der Stellung beider Geschlechter ausgesprochen zu finden. Indem nämlich Odysseus in seiner Hülflosigkeit der Phäacentochter für die Gewährung seiner Bitte das Schönste wünscht, wünscht er ihr einen Mann und Familie, denn, sagt er — nichts Besseres und Schöneres kenne ich als wenn in einträchtiger Gesinnung Mann und Frau das Haus bewohnen. — Daran knüpft sich die Bemerkung, daß — man sollte es nicht glauben — in dieser Zeit der beginnenden Cultur der Zustand des weiblichen Geschlechtes ein besserer, seine Stellung eine berechtigtere war, als später in der geistigen Blütezeit des Volkes. Woher dieß zu erklären sei, liegt im Vorhergegangenen angedeutet.

Durch die Gesänge des böotischen Sängers Hesiod, den häuslicher Zwist und ökonomische Unglücksfälle erbitterten, zieht sich eine trübe Anschauung, welche eine ähnliche Beleuchtung über alle Gegenstände ergießt, so daß auch die gelegenheitliche Betrachtung weiblicher Verhältnisse von keinem Rosenschimmer umflossen ist. Und doch findet sich auch bei ihm die Sentenz, die nun später in hundert ähnlichen und verwandten Accorden wieder anklingt, daß es für

Digitized by Google

den Mann keinen herrlichern Besitz gebe, als den eines guten Weibes, dagegen keinen schrecklichern als den eines schlechten. Freilich muß man beifügen, daß ihm die letztere Erscheinung die häufigere zu sein schien, und hier ist es an der Stelle einen in seinen Gedichten behandelten Mythus anzuführen, der für die Auffassung des weiblichen Charakters überaus bezeichnend und deswegen auch für unsere Betrachtung geeignet ist. Es ist dieß der Mythus der Pandora. In ihr hat bekanntlich Zeus den Sterblichen eine Strafe geschickt zur Vergeltung für das von Prometheus entwandte Feuer. Er schuf also

„Einer Jungfrau liebliches Bild; sie sollte Athene
lehren der Arbeit viel und ein künstlich Gewebe zu wirken!

Ihr umgoß das Haupt mit Reiz die goldene Cypris;
Und mit schmachtendem Sehnen und Sorgen zehrender Liebe."

Man sieht, es fehlt hier keineswegs an galanter Anerkennung liebenswürdiger Eigenschaften — aber die Strafe ist erst in folgendem enthalten:

„Doch in die Brust ein freches Gemüth, und trügliche Ränke
Ihr zu senken, befahl er dem thätigen Hermes.

Dieses mit allem Liebreiz und den Gaben der Schönheit geschmückte Weib, nahm „Nachbedacht," entgegen der Warnung seines Bruders, in sein Haus und alsbald brach eine Legion von bösen Plagen über die Menschen.

„Niemand kann, dünkt mich, in den mancherlei, theils glänzenden, theils verderblichen Eigenschaften der Pandora jene Schilderung des weiblichen Geschlechts überhaupt verkennen, welche den griechischen Moralisten so geläufig ist, und die Dichtung ist ihrer Natur nach bloß eine isolirte Allegorie von den Lebensverhältnissen der Menschen und den Eigenschaften des Weibes." — (Worte Buttmanns). Auch die Alten haben allgemein das Weib als Inbegriff alles Reizenden und Verführerischen unter diesem zweideutigen Geschenk verstanden. Daß übrigens diese Vorstellung den Griechen nicht allein eigenthümlich war, beweist die auffallende Aehnlichkeit mit der hebräischen Erzählung. „Alle Gaben, sagt Welker Trilog. 87, womit Pandora von den Göttern sinnlicher Güter geschmückt ist, sind sinnbildlich in dem einen Apfel der Eva eingeschlossen." Wem diese Vergleichung,

Digitized by Google

die übrigens noch weiter auf den Adam als Epimetheus ausgedehnt werden kann, eine Profanation erscheint, der möge darüber mit dem alten Kirchenvater Tertullian rechten. Wir wollen durchaus keine Rechtfertigung der Griechen aus der Aehnlichkeit mit hebräischer Anschauung herholen, sondern nur das bemerken, daß wer hierin den Beweis einer geringen Anerkennung weiblichen Wesens erblickt, ihn auch anderwärts finden muß, wo man gewohnt ist, alles in vortheilhafterem Lichte zu erblicken. Dann aber fehlt bei allen übeln Eigenschaften, womit der griechische Mythus das Weib ausstattet, doch nicht auch eine Art anerkennender Würdigung in der unwiderstehlichen Macht, deren Ausübung dem Weib zugeschrieben wird. Die Kirchenväter haben aus dem griechischen Mythus nicht einmal das Schöne und Anerkennenswerthe gezogen, denn ist ihnen nicht das Weib überhaupt „das tauglichste Werkzeug teuflischer Plane, die alte Waffe des Teufels, der Fehlgriff der Natur?" Wir erlauben uns hier noch Welkers Worte anzuführen: „Für solche Vorstellungen grauer Vorzeit ist dem weiblichen Geschlecht gleichzeitig Genugthuung geworden, indem es durch Prophetinnen und Priesterinnen und selbst durch das Namensgeschlecht der schönsten Tugenden von der andern Seite mit dem Göttlichen in nächste Berührung gestellt wurde." — Auch Dichterruhm ist nicht ausgeblieben; die äolische Sappho genoß zu allen Zeiten einer beinahe heiligen Verehrung, die ihr den Namen der zehnten Muse erwarb; ihre Gedichte werden als die schönste und herrlichste Blüte in dem Kranz helleniſcher Lyrik gefeiert. „Ihre Worte sind mit Feuer vermischt, sagt Plutarch von ihr, „und ihre Lieder steigen wie Flammen aus der Glut des Herzens hervor, wenn sie die Liebe durch die schönsingenden Musen zu heilen denkt." Freilich war es eine Eigenthümlichkeit ihres Stammes und ihrer Heimat, daß weibliche Verhältnisse weit freier waren und der weiblichen Individualität viel eher vollen Raum zur Entwicklung und Geltendmachung gaben, als dieß in andern Staaten der Fall war. Dieß größere Maaß der Freiheit hat denn auch die spätere Zeit nach ihrer Weise benützt und für ihre kleinlichen Zwecke ausgebeutet, um die abscheulichsten Verirrungen geschlechtlicher Natur der Sappho aufzubürden; und es hat der scharfen Kritik eines neuern Gelehrten bedurft, um das Bild

Digitized by Google

von dem Rost und Schmutz der durch Jahrhunderte hindurch ihm angeklebt war, zu reinigen. Ein ungünstiges Geschick hat über der griechischen Lyrik gewaltet; von dem reichen Kranze sapphischer Perlen hat sich nur eine vollständig erhalten, aber eine edle und kostbare. Die Glut, welche aus diesem Gedichte haucht, die Begeisterung für Liebe, welche darin in jeder Zeile athmet, lassen uns die Stärke dieses Gefühles ermessen, aber auch den verloren gegangenen Reichthum um so schmerzlicher vermissen. Hätte er sich sammt den übrigen Erzeugnissen griechischer Lyrik auf die Nachwelt hinüber gerettet — unsere Vorstellung von antiker Liebe und von der Bedeutung des Weibes würde wahrscheinlich in manchen Punkten sich ändern müssen. Wenn nun aber die spärlichen Bruchstücke lyrischer und elegischer Poesie, verbunden mit andern eben so unzweifelhaften Nachrichten, uns den deutlichsten Beweis geben, daß die Erotik das überwiegende Motiv hergab — und gewiß eine Erotik, welche nicht nur den sinnlichen Genuß verherrlichte — so können die zufällig erhaltenen Reste anderer Dichtungsgattungen, welche die Schattenseiten des weiblichen Wesens hervorheben, nicht als Gegenbeweis geltend gemacht werden; um so weniger, als der spottende und somit auch carricirende Charakter durch Eigenthümlichkeit und Versmaß des Dichters von vorneherein bedingt ist. Der Jambiker Simonides hat in seinem Gedicht über die Weiber deren verschiedene Naturen allerdings nicht auf schmeichelhafte Weise mit eben so viel Thieren verglichen, die sonst ihrer Eigenschaften wegen auf einer sehr untergeordneten Stufe des Respekts stehen — nur die Biene steht, nach einem langen Sündenregister, untadelig da, und dasjenige Weib erhält den Preis, welches ihr ähnlich ist, denn „unter jener blüht das Leben, liebend altert sie mit dem Gatten, von allen Frauen geehrt.“ — Und wenn auch nach der Ansicht des Dichters diese „Honigsammelnden“ im Vergleich zu ihren Vorgängerinnen die Minorität bilden, so ist die Sache doch nicht so ernstlich zu nehmen; denn welcher Satyriker jeder Zeit hat nicht in Angriffen auf das weibliche Geschlecht stets einen fruchtbaren und gewöhnlich auch dankbaren Stoff zur Deklamation gefunden? Wir bauen durch diese gewiß natürliche Bemerkung den weiter unten zu berührenden Vorkommenheiten des Lustspiels vor.

Digitized by Google

Gehen wir nun zur Blütezeit des griechischen — vorzugsweise attischen — Volkslebens über, so kann die Stellung des weiblichen Geschlechts aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden — dem der Sitte nämlich und dem des Rechts. Beide sind indeß keine verschiedenen Erzeugnisse, sondern wurzeln vielfach in einander verschlungen und sich gegenseitig ergänzend auf dem Grunde der Volksthümlichkeit. Die Sitte bestimmt was erlaubt, das Recht was verboten ist; beide sind unzertrennlich. In der Poesie überwiegt natürlich jene; und die Dichter müssen uns auch für die classische Zeit eine Hauptquelle sein. Es könnte zwar gegen die Autorität der dramatischen Dichter, die für diese Zeit allein in Betracht kommen, Bedenken erhoben werden, da die geschilderten Vorgänge und Persönlichkeiten einer längst verschwundenen Heldenzeit entnommen sind; allein die griechischen Dichter haben sich bei der Composition ihrer Gedichte von culturhistorischen Rücksichten durchaus nicht leiten, noch viel weniger binden lassen, ihre Schilderung nach den poetischen Forderungen zu gestalten. Diese verlangten aber ein Durchdringen mit ideellem Gehalt, das heißt ein Erheben über das alltägliche Maß der Wirklichkeit hinaus, keineswegs ein Lostrennen von derselben. Aus dem Nichts oder einer leeren philosophischen Abstraktion haben sie nicht geschaffen, sondern ihre Schöpfungen wurzeln alle auf dem Boden der Wirklichkeit, ragen aber, wie äußerlich durch den Cothurn, so auch innerlich durch ihren Inhalt über die gewöhnlichen Gestalten derselben hinaus. Und selbst das Ideelle hat Euripides seinen Charakteren abgestreift und diese in das Niveau der damaligen Lebensverhältnisse gesetzt, so daß es nur einer Entkleidung von der mythischen Hülle bedarf, um wirkliche von dem Blut seiner Zeit durchströmte Gestalten dahinter zu erblicken. Wer nun den Charakter der äschyleischen Zeit und den von ihrem Inhalt völlig erfüllten Dichter sich vergegenwärtigt, wird eine Darstellung reiner Weiblichkeit kaum in dem Kreise jener Interessen auffinden wollen. Ein glorreicher Kampf war soeben ausgekämpft worden, und der Kriegsgott brauste noch in den Adern jener Männer, welche Griechenland gerettet. Aeschylus selbst hatte in ihren Reihen gefochten und seine Dichtungen sind von dem Ausfluß jener Siegesbegeisterung durchströmt. Es galt ihm eine Verherrlichung jener männlichen Kraftfülle, an wel-

Digitized by Google

cher die Macht des Barbarenthums zersplittert war. Kernhafte, markvolle Gestalten, voller Thatendrang und Männerkraft, mußten einer solchen Seele entsteigen; die sanften Regungen eines weichgestimmten Gemüths wurden von ihrem Rauschen und Klirren übertönt. Aeschylus ist sich auch seiner Aufgabe bewußt; er weiß, daß er den Geist der Zeit in sich aufgenommen und dargestellt hat; darum rühmt er sich bei Aristophanes gegenüber seinem Nebenbuhler Euripides geradezu, kein liebendes Weib in seinen Dramen geschildert zu haben.

Das Dämonische im Weib, welches über allen Bedingungen und Schranken des Geschlechts steht, wußte er in der Clytämnestra wohl darzustellen. Das Gefühl der Rache hat in ihr alle heiligen und natürlichen Gefühle unterdrückt, sie handelt nicht als Weib sondern als rächender Dämon. — Um so glänzendere und anziehendere Schilderungen erwartet man bei Sophocles, dessen Blütezeit die der Ruhe und künstlerischen Klarheit ist, eine Zeit, welche weder durch große Stürme von außenher erschüttert wurde, deren Nachwehen noch in den dichterischen Productionen zu verspüren gewesen wären, noch auch durch die plötzlich dargebotene Fülle neuen Stoffes und neuer Ideen in einen nicht völlig zu vermittelnden Gegensatz mit sich selbst, wie jene vorhergegangene äschyleische, gerieth. Nichts störte hier den Dichtergeist in seinem Walten; keine Zeitinteressen, sondern der innere Trieb allein gaben ihm seine Richtung. Der Dichter selbst war bis in sein spätes Alter weiblichen Reizen sehr zugethan. Und wirklich zeigt sich auch in seinen Dichtungen nichts weniger als eine niedrige Stellung der Frauen, obwohl sich bezweifeln läßt, ob für unsere Untersuchung gerade die günstigsten sich erhalten haben. Denn meist sind seine weiblichen Gestalten nicht von der rein weiblichen Seite geschildert, sondern durch die gebieterische Macht der Umstände aus dem beschränkteren Kreise der Weiblichkeit hinaus getrieben und in allgemein menschliche Sphären gestellt worden, welche des Unterschiedes der Geschlechter nicht mehr bedürfen. Das ächt Weibliche, das Liebende, kommt nur bei Deianira und Teemessa, den Gefährtinnen des Hercules und Ajas, zum Vorschein. Jene haben wir schon oben angeführt und ein sehr schönes Gemälde treuer Anhänglichkeit und liebender Sorge darin gefunden. „Wie trefflich — heißt es in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe — ist der

Digitized by Google

ganze Zustand, das Empfinden, die Existenz der Deianira gefaßt, wie ganz ist sie die Hausfrau des Hercules, wie individuell und nur für den einzelnen Fall passend ist dieß Gemälde und doch wie tief menschlich, wie ewig wahr und allgemein!" — Auch Tecmessa, obwohl als Gefangene nicht durch das Band einer legitimen Ehe mit Ajas verbunden, ist in ihren natürlichen, einem weichen Herzen entströmenden Klagen bei dem Wahnsinn und dem Tod ihres Geliebten, von ergreifender Wirkung. Wäre uns der Besitz noch anderer Darstellungen von Gattenverhältnissen vergönnt, und dieses in andern Aeußerungen, als wie in den Trachinierinnen, aufgefaßt! Antigone und Electra sind schon keine reinen Weiblichkeiten mehr, wenn schon die erstere lange Zeit aus falschverstandener Verehrung des Alterthums dafür hat gelten müssen; beide handeln mehr als Schwester und Tochter denn als Weib überhaupt. Der berühmte Vers den jene gegen Creon spricht: „Nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da," mit dem man wie mit einer Errungenschaft triumphirte, berücksichtigt nur die Bruderliebe; und sieht man wie Antigone diese auf Kosten der Kinder- und Gattenliebe geltend macht, und welche Gründe sie zur Vertheidigung ihres Ausspruchs anführt, so möchte der Glaube an Weiblichkeit gar sehr zusammenschmelzen, wäre Antigone nicht in unsern Augen durch ihre individuelle Lage entschuldigt, welche ihr aufgeregtes Gemüth über das Maß des Billigen hinaus auf eine höchste Spitze treiben mußte. Ihr wahres Gefühl quillt erst hervor in den Klagen beim Abschied vom Sonnenlichte; da hören wir, wie bitter es sei, jungfräulich und ehelos aus dem Leben zu gehen. Uebrigens verdient das Verhältniß mit Hämon, welches der Dichter eingewoben hat, alle Berücksichtigung. Man wird zwar nicht glauben, daß dieser es in der Absicht gethan habe, um durch eine Liebesscene sein Stück interessanter zu machen — sondern es hat seinen natürlichen Grund in der Sage und dient durch seine Folgen zur Veranschaulichung der vollständigsten Demüthigung Creons. Abgesehen aber von diesem Zwecke zeugt das Benehmen eines Jünglings, welcher im Drange der Liebe selbst die Kindespflicht außer Acht setzt, bis zu dem Grade, daß er auf den unerbittlichen Vater das Schwert zückt, welcher ferner aus Schmerz über die entrissene Braut bei ihrem Anblick und in ihrer Nähe sich freiwillig den Tod gibt, — dieses Benehmen,

Digitized by Google

sage ich, zeugt doch gewiß von einer nicht gemeinen Liebe und streift an unsere mehr romantische Auffassung derselben an! Das zarte Gefühl des Dichters zeigt sich übrigens noch in einem andern Punkte. Nämlich da er, in Abhängigkeit vom Mythus, die Antigone und Electra nicht anders denn als kräftige, durch das Geschick gestählte Naturen darstellen konnte, welche im Kampf gegen die Verhältnisse eine das Weibliche oft verläugnende Herbheit angenommen hatten, so gesellte er ihnen, um diesem doch auch zu seinem Rechte zu verhelfen, eine Schwester bei, in welcher die Ergänzung alles dessen sich vorfand, was bei jenen zum vollständigen Bilde des Aechtweiblichen und dessen wohlthuendem Eindruck fehlte. Euripides, bei dem es nun nicht des geringsten chemischen Scheidungsprozesses bedarf, um in seinen Charakteren und Sitten die damals lebenden und herrschenden zu erkennen, hat im Alterthum wie in der neuern Zeit das für unsere Frage bedenkliche Schicksal gehabt — als Weiberfeind verschrieen zu werden. Und wirklich, gedenkt man seiner häuslichen Verhältnisse, liest man einzelne abgerissene Stellen seiner Dramen heraus, worin über Weiber gesprochen wird, so könnte der Glaube gerechtfertigt erscheinen; denn jene waren durch die Schuld eines unedeln Weibes sehr getrübt, diese aber bilden in ihrer Zusammenstellung — nicht eine reiche Blumenlese — wohl aber einen wahren Dornenkranz. Allein es ist auch schon von kompetenter Seite (Welker) der Wunsch ausgesprochen worden, den Dichter von diesem Vorwurf zu reinigen; worin also die Ansicht liegt, daß dieser ungegründet. Und in der That lassen sich aus demselben Dichter eine Menge Züge und Stellen anführen, welche das Gegentheil beweisen könnten. Alles dreht sich eben um die Umstände, welche jeweilen vorliegen, und den Charakter der Person, welche spricht. Wenn man den Wunsch hört: „die Kinder sollten auf andere Weise auf die Welt kommen, nicht durch Vermittlung des weiblichen Geschlechts; dieses sollte gar nicht vorhanden sein und alle Plage wäre von der Erde entfernt“ — so liegt darin allerdings eine Verachtung des Geschlechts ausgesprochen; man muß aber wissen, daß Jason hier spricht, der treulose Gatte der Medea, die zur Entgeltung seiner zweiten Gemahlin sammt ihren eigenen Kindern den Untergang bereitet. Wenn es an einer andern Stelle heißt:

Digitized by Google

„O Zeus warum doch schufst du ans Sonnenlicht
Der Weiber falsch Gezücht, zur Plage für die Welt?

und hierauf ungefähr derselbe Wunsch, den wir so eben hörten, wiederkehrt, man sollte die kleinen Kinder für Gold und Silber aus den Tempeln der Götter holen können; wenn sich daran eine Aufzählung aller möglichen Untugenden und Laster knüpft, womit das Weibergeschlecht sich befleckt, und der Abscheu vor demselben in Verwünschungen sich kund gibt — so sind dieses eben Ergüsse des keuschen Hippolyt, dessen Seele durch die Kunde von der unnatürlichen Liebe seiner Mutter zu ihm aus ihrer besonnenen Ruhe aufgerüttelt wurde. Mag sich nun Euripides durch solche Worte, auch im Munde eines dem Dienst der Keuschheit beflissenen Jünglings, vom ästhetischen Gesichtspunkte aus lächerlich machen; moralisch ist seine Person gerechtfertigt; er spricht nicht aus Hippolyt. Da Euripides Poesie weniger Charakter als Leidenschaft enthält und Leidenschaft, welche durch ihren Stufengang hindurch bis auf die höchste Spitze geschildert wird, so erscheinen auch seine Personen selten im ruhigen Gleichgewicht der geistigen Kräfte, sondern öfter im Zustande der Aufregung und in außerordentlicher Gemüthsverfassung; so daß ihre Worte und Handlungen nur für den Augenblick maßgebend sind, ohne einen verallgemeinernden Schluß zu gestatten. Es ist wahr, Medea selbst gibt ein verwerfendes Urtheil über ihr eigenes Geschlecht, welchem sie Unfähigkeit zum Guten, aber eine wahrhaft schöpferische Erfindungskunst im Schlechten zuschreibt — aber sie thut es, als schon die Leidenschaft der Rache alle übrigen Gefühle, ja selbst das klare Denken verzehrt hat; sie vermag kaum noch das Gräßliche ihres Planes einzusehen und entschuldigt sich gleichsam durch die innerliche Natur des ganzen Geschlechtes. Dieselbe Glut einer Leidenschaft lodert auch in Phaedras Gemüth. Aber ein Character, dem gewiß zum Reiz vollendeter Weiblichkeit nichts mangelt, ist die Iphigenia in Aulis, deren reines Gemüth durch keine Leidenschaft gefärbt, und nur einen Augenblick von der Todesfurcht verdunkelt wird, um bald darauf in dem schönen Entschluß der Aufopferung desto herrlicher wieder aufzuleuchten. Ihr eigen sind dabei die Worte: „Ein Mann ist würdiger das Licht zu erblicken als tausend Frauen.“ Aber dabei tritt die unverkennbare Absicht zu Tage,

Digitized by Google

ihrer Umgebung den Schmerz der Trennung und des Vermissens so viel wie möglich zu benehmen. In demselben Drama wird die zweigetheilte Gewalt der Liebe schön besungen in den Versen:

„Glücklich, welche mit Maaß und Besonnenheit die Gaben der ehelichen Göttinn Kypris genießen, in sichere Ruhe gestellt vor dem Stachel der Raserei, da der goldgelockte Sohn einen zwiefachen Bogen des Liebreizes spannt, den einen zu glückseligem Dasein, den andern zur Zerstörung des Lebens." —

Aehnlich ist was der Chor im Hippolyt singt:

„Liebe, Liebe, die du Verlangen auf die Augen thaust, und mit süßer Lust die Seele derjenigen erfüllst, in denen du eingezogen, niemals mögest du mir mit Bitterkeit erscheinen, niemals des Maaßes entbehrend."

Von einer Weiblichkeit zeugt der Charakter der Alcestis, welche freiwillig, um das Leben ihres Gatten zu retten, dem Tode sich zur Beute hingibt; ihr Verhältniß zu Admet wird in eben so zarten als rührenden Zügen geschildert; und daß dieser den ganzen Werth einer solchen Gattin, die ganze Größe seines Verlustes zu ermessen wußte, dafür sprechen seine Klagen, sein Beneiden der Ehe- und Kinderlosen, welchen kein Schmerz der Trennung bevorsteht. Denn „kein größerer Schmerz kann den Mann treffen als wenn er sein treues Weib verliert"; und auch die Frau, heißt es anderswo, (Andromache) entbehrt des Lebens wenn sie des Gatten entbehrt. Die Ansicht, daß die Alten die Liebe nicht gekannt, ließe sich wohl am entschiedensten widerlegen durch das euripideische Drama Andromeda, wenn es nicht durch ein besonders ungünstiges Geschick verloren gegangen wäre. Nach allem zu schließen war dort das Verhältniß des Perseus und der jungen Königstochter auf eine Weise geschildert die vielfach eine romantische Färbung hatte. Es ist daraus ein Bruchstück vorhanden welches das Lob des Eros preist:

„Der Eros (die Liebe) ist die Schule der Weisheit und der Tugend; der Umgang mit diesem Gott ist für den Sterblichen der süßeste von allen, denn er führt im Geleite Freude, von keiner Trauer getrübt; wer nicht eingeweiht in sein Wirken, mit dem möcht' ich

Digitized by Google

nicht zusammensein, sondern ferne wohnen von rohen Sitten." So ließe sich die Sammlung von Stellen, lobender wie tadelnder, beträchtlich vermehren, wenn es hier auf etwas andres ankäme, als eine gemeine Auffassung der Weiblichkeit zu Euripides Zeit in Abrede zu stellen.

Die Comiker haben wenig Gewicht in unsrer Frage; aus welchem Grunde, ist leicht zu ersehen und oben schon angedeutet. Wo das bürgerliche Leben in allen seinen Aeußerungen carricirt und verstellt wurde, zur Ergötzlichkeit aller Anwesenden, konnten auch einzelne Seiten des gesellschaftlichen und Familienlebens von der Spottsucht nicht wohl verschont werden; und man konnte sich um so eher einmal aus Herzensgrunde lustig machen, als der Gegenstand, an welchem der Spott sich auslieβ, nicht zugegen war. Denn die Griechen bestimmte ein Gefühl der Schicklichkeit, den Weibern den Zutritt zur Comödie zu verbieten; ihre Augen und Ohren sollten nicht von den Scenen wilder Ausgelassenheit und baechantischer Lust, die hier so oft dem Volke geboten wurden, verletzt werden. Dagegen stand die Tragödie, die Nachahmung sittlich-ernster Handlungen (nach Aristoteles) auch ihnen offen; wenigstens kann nach den beigebrachten Argumenten nur eine einseitige Auffassung der weiblichen Verhältnisse dieses Recht ihnen noch streitig machen. Dadurch verstummen aber auch die Einwürfe derer, welche dem weiblichen Geschlecht in Griechenland alle Möglichkeit einer Bildung absprechen; denn im Theater galt es nicht nur sich Schätze derselben anzueignen, sondern auch diese wieder zu bewähren im Verständniß des Dargebotenen. Die übrigen Faktoren, welche die Summe der männlichen Bildung ausmachten, giengen ihnen allerdings schon durch ihre Lebensweise ab, welche sie in die Räume des Hauses verwies. Es ist kaum zu ermessen, welche reiche Quelle von geistiger Anregung und Bildung dem Manne durch die Oeffentlichkeit zuströmte, die sein Lebenselement war. Das öffentliche Leben für ihn, das häusliche für die Frau sind allerdings, wie ich oben schon erinnert, in zu enger Scheidung gegensätzlich auseinandergehalten worden, zum Nachtheil beider Geschlechter in ihren gegenseitigen Beziehungen. Dem Mann wurde dadurch vom Verständniß häuslichen Waltens, vom Gefühl für dessen Innerlichkeit und tiefe Bedeutung vieles entzogen; die Frau lief

Digitized by Google

in dem zu engen Kreis ihres tagtäglichen Wirkens Gefahr, den Sinn für alles was außerhalb desselben lag abzustumpfen und zu verlieren, wenn sie nicht für ihre Einschränkung durch unerlaubte Mittel sich zu entschädigen suchte, welche dann wieder ihre Weiblichkeit untergruben. Das Haus ist des Weibes natürlicher Aufenthalt, ihr Wirkungskreis erfüllt sich darin — allerdings; aber die Ausschließlichkeit bei den Griechen gereicht ihnen zum Vorwurf. Das zu Hause bleiben, das Zurückziehen von allen außerhäuslichen Interessen, das Schweigen wird dem Weibe in zu zahllosen Stellen gepredigt, als daß darin sich nicht eine unverhältnißmäßige Strenge kund gäbe. Die Römerinnen waren darin freier, wie Cornelius Nepos dies als eine Hauptabweichung der Sitte beider Völker gleich in seiner Vorrede anführt. Aristophanes gibt es uns besonders deutlich zu erkennen, wenn er in seiner übertreibenden Manier die Weiber in den Thesmophoriazusen klagen läßt, daß sie zu Hause in ihrem Frauengemach durch Molosserhunde gehütet würden. Der Vorwurf trifft übrigens in seiner Allgemeinheit vorzüglich Griechenlands classische Zeit, denn gerade hier war ein Mißverhältniß um so eher möglich, als die Bildung des Mannes die allseitigste und hervorragendste war. Früher haben wir Sappho und andere Dichterinnen; unter andern Verhältnissen die Pythagoräerinnen und Spartas gesammte weibliche Bevölkerung, welche auf dem Niveau der Männer standen; auch in Athen und den übrigen Städten haben wir einen gewissen Stand, der mit dem Duft aller geistigen Blüten sich umgibt, aber er muß dieses zweifelhafte Vorrecht mit der käuflichen Hingabe seiner körperlichen Reize sich erwerben, — die Hetären. Eine unpartheiische Würdigung muß diese Schattenseite anerkennen, aber zu gleicher Zeit ihr Auftreten auch begründen und vor allzuallgemeinen und weitgreifenden Folgerungen sich hüten. Denn wenn auch in Folge dieser Verhältnisse die Ehe nicht den Charakter einer unverletzlichen Heiligkeit hatte wie bei uns, so entsprach sie doch vollständig dem Begriff occidentalischer Sittigung, und es ist baare Verläumdung, irgend einer Zeit des griechischen Alterthums eine orientalische Digamie zuzuschreiben, wie dieß von Anecdotenkrämern in Betreff gewisser hervorragender Persönlichkeiten gethan und — in aller schuldigen Ehrerbietung sei es gesagt —

Digitized by Google

von christlichen Kirchenvätern nachgesprochen worden ist. Socrates, der edle Socrates, und sein Freund Euripides haben lange in diesem Rufe gestanden, und ein Cyrill und Theodoret haben in ihrem ungestümen Glaubenseifer allzurasch die Gelegenheit ergriffen, das Heidenthum gerade in seinen edelsten Vertretern, freilich auf Kosten der historischen Wahrheit, als nichtig hinzustellen. Ein unpartheiischeres und gewissenhafteres Zeitalter hat die Blößen dieser Entstellungssucht aufgedeckt. Auf die Ehe wurde sehr viel gehalten, und Ehelosigkeit für ein Unglück angesehen, wenn auch mehr im Hinblick auf den Staat, dem dadurch eine Generation entzogen wurde. Darum wurde auch von Staatswegen gegen Hagestolze eingeschritten; eine Folge dieser Ansicht war, daß der sittliche Begriff der Ehe leicht in den rechtlichen überging und z. B. die Entehrung einer Jungfrau nicht als moralisches Verbrechen, sondern als Eingriff in die Rechte eines Fremden angesehen wurde, ein Eingriff, der durch eine Heirath vollständig aufgehoben war. Auch die Art, wie die Ehen abgeschlossen wurden, ist mehr rechtlicher Natur, als ethischer und ästhetischer. Es war nicht nöthig, daß die Braut den ihr bestimmten Bräutigam erst kennen und lieben gelernt hatte; es war auch bei der Beschränkung auf das Haus kaum in vollständiger Art möglich; die Eltern hatten hier freie Hand und verfügten nach ihrem Gutdünken, nicht immer nach den edelsten Grundsätzen. Eigennutz und Philargyrie waren, wie in andern Kreisen des griechischen Lebens, so auch hier oft die leitenden Gesichtspunkte. Der Philosoph Plato erkannte sehr wohl das Mangelhafte und Allzuäußerliche in der Art dieser Eheverträge; darum wünschte er eine vorhergehende durch Spiele und sonstigen Umgang einzuleitende Bekanntschaft. Wenn nun aber nur die aus rechtmäßiger Ehe entsprossenen Nachkommen an allen bürgerlichen Rechten Theil hatten, so verhielt es sich anders mit den aus Concubinat hervorgegangenen; und das Anstößige eines solchen Verhältnisses beruhte mehr in dem Umstande, daß dabei bürgerliche, wenigstens familienrechtliche, Vortheile eingebüßt wurden, als in der moralischen Würdigung. Auch die Scheidung fand, weil die Ehe eben als eine Art Rechtsvertrag angesehen wurde, der nur in der Zustimmung beider Theile seinen Bestand hatte, kein Hinderniß, sobald diese Uebereinstimmung wieder in der

Digitized by Google

Trennungsfrage vorhanden war. Ja es brauchte selbst für einen der beiden Theile keiner besonders gravirenden Gründe. Indeß war der männliche Theil hier behutsamer, weil dadurch bedeutende ökonomische Interessen für ihn verloren gehen konnten. Denn im Scheidungsfalle mußte alle Mitgift wieder heraus gegeben werden; ja sie wurde beim Abschluß der Ehe für vorkommende Fälle hypothekarisch versichert. So ist allerdings anzunehmen, daß eine große Zahl von Ehen nur durch materielle Interessen zusammengehalten wurden. Von Alcibiades ist bekannt, daß er seiner Frau gegründeten Anlaß zur Scheidung gab, und daß diese alles Ernstes diesen Schritt betrieb; ihm war nicht darum zu thun, des Verlustes der Mitgift wegen. Was thut er also? Als sie schon auf dem Wege zum Richter begriffen ist um die Klage vorzutragen, holt er sie ein, trägt sie einfach in das Haus zurück, und hält sie hier gefangen, um die Klage unmöglich zu machen. Das Walten einer Hausfrau und die Beschäftigung im häuslichen Raume stimmte wohl so ziemlich mit der Sitte unserer Zeit überein, nur daß damals einzelne Handthierungen ihrer eigenen Ausübung anheimgestellt waren, während unser Zeitalter sie als minder ehrenvolle den Dienstboten zuweist. Vom Weben und Spinnen hinunter bis zum Wasser ziehen und Feuer anbrennen reichte die Beschäftigung der Frau, deren sie sich durchaus nicht zu schämen hatte; — die Verfügung über das gesammte Hauswesen war in ihre Hände gegeben; nur der Schlüssel zu den Weinvorräthen mochte vielen vorenthalten werden, da man in diesem Punkte dem weiblichen Geschlecht zu wenig Selbstbeherrschung zutraute. Auch die Kinderziehung bis zu dem Alter, wo die eigentliche Schule ihr Wirken begann, blieb ihrer Pflege überlassen, und die ersten Elemente des Unterrichts erlernten die Kinder von ihnen. Gelehrte Bildung kann um so weniger bei ihnen gesucht werden, als selbst die Männer nur an den Erscheinungen des öffentlichen Lebens sich heranbildeten und dieses Element den Frauen verschlossen blieb. Uebrigens bestand für gottesdienstliche Gelegenheiten ein gemeinsamer Unterricht für Töchter. Und da es in Griechenland keine große Welt gab, wo die Geschlechter sich vermischten, so konnte die Frau auch nichts zu der Verschönerung der Gesellschaft beitragen. Man würde sich aber sehr irren, wenn man an glücklichen und schönen

Digitized by Google

Ehen in Griechenland verzweifeln und in allen derselben bloß den bürgerlichen Gesichtspunkt ohne gegenseitige Erziehung zu Sitte, Treue und Liebe, erkennen wollte. Es bedurfte, wie überall so auch hier, nur der Vereinigung zweier für Mittheilung empfänglicher Naturen, so blieb wenigstens die Achtung von beiden Theilen nicht aus. „Es ist höchst wahrscheinlich, sagt Jakobs, daß die Frauen in Griechenland ihre Männer ehrten, weil sie ganze Männer waren. Bei uns fangen die Intriguen der Frauen und der Ehebruch gemeiniglich bei der Verachtung des Mannes an." Aber die Männer hatten auch Achtung vor der Frau sobald diese ihre Aufgabe würdig erfüllte. Bei Xenophon, gewiß keinem Idealisten, sagt Ischomachus zu seiner Gattinn: „Das Süßeste von Allem wird sein, wenn du besser erscheinst als ich, und mich zu deinem Diener machst, ohne zu fürchten, daß du bei steigendem Alter weniger im Hause geachtet werdest, sondern vielmehr überzeugt, daß du im Alter nur um so geehrter sein wirst." — Daß dem ungeachtet das Hetärenwesen bestehen konnte, und daß selbst edle, weit über der gewöhnlichen Bildung stehende Männer solchen Umgang suchten, hat nichts Auffallendes, sobald man die Grenzen desselben, seine innere Beschaffenheit und seine Würdigung in den Ansichten der Zeitgenossen kennt. Es nahm seinen Ursprung in Jonien, dessen Bewohner, begünstigt durch ein üppiges südliches Klima und einen fruchtbaren, an allen Erzeugnissen gesegneten Boden, gar bald von selbst zum sinnlichen Genuß und den materiellen Frieden des Lebens eingeladen wurden. Man braucht zur Erklärung dieser Erscheinung durchaus keine Zuflucht zu nehmen zu dem „wilden Acker heidnischer Sinnlichkeit," wie Schlegel sich ausdrückt, außer wenn darunter die, allerdings vorhandenen, Einflüsse orientalischer Nachbarn verstanden werden. Sobald aber dieses Wesen einmal sich Eingang verschafft hatte in dem für Sinnlichkeit auch empfänglichen Mutterlande, so war dasselbe nicht mehr auszurotten. Man sollte hier billig vorerst das Beispiel der eignen Zeit sich vor Augen halten, ehe man alle Auswüchse auf Kosten des Heidenthums schreibt. Dabei tritt noch der Umstand ein, daß, obwohl der Staat der Nothwendigkeit wegen eher schützend als hemmend entgegen kam, doch auf dem Gewerbe selbst der Makel der Verachtung stets haften blieb, einmal, weil es

Digitized by Google

CALIFORNIA

eben ein Gewerbe war, dann aber vorzüglich, weil es dieser Art war. Und wenn auch im Laufe der Zeit diejenigen, welche dieses Gewerbe betrieben, sich einen Anstrich von gesellschaftlicher ja wissenschaftlicher Bildung zu geben wußten, um bei ihrem Umgange den entwürdigenden Fleck wo möglich zu verdecken, so ging ihr Stand doch nie in unterscheidungsloser Gleichstellung mit dem rechtmäßiger und ehrbarer Frauen auf. Jede freie Person, welche um Geld feil war, verlor das Bürgerrecht, und einzelne Ausnahmsgesetze, wie die, daß die Hetären in blumigen Kleidern erschienen und kein Gold tragen durften, ließen in ihnen stets den gesonderten und, in so weit, illegitimen Stand erkennen. Auch darf ihre Bildung im Gegensatz zu dem der Frauen im Allgemeinen nicht zu hoch angeschlagen werden; eine Aspasia, die selbst einem Socrates als Lehrerin der Philosophie und Redekunst gegeben wird, eine Lais, die Bücher verfaßt haben soll, bilden, wo sie auch unter solchen Verhältnissen noch vorkommen, eine Ausnahme, so daß auch der Umgang berühmter und edler Männer mit ihnen nichts Befremdendes mehr hat.

Die rechtlichen Zustände, welche schon oben in der Ehe neben den sittlichen in Betracht kamen, können in dem einen Satz zusammengefaßt werden, daß das griechische Recht die natürliche Unfähigkeit der Unmündigen über das gesammte weibliche Geschlecht ausdehnte. Wir finden also hier die Verallgemeinerung eines Grundsatzes, den unsere heutige Gesetzgebung noch in einzelnen Fällen anerkennt. Alle Handlungen des Weibes, welche auf rechtlichem Gebiet ihre Erledigung fanden, bedurften der Vormundschaft eines männlichen Vertreters, welcher natürlich bei der Jungfrau der Vater, bei der Frau der Mann war. Aufs entschiedenste tritt diese Abhängigkeit zum Vorschein im Erbrecht, wo weibliche Familienmitglieder nie Anspruch auf eigenen Besitz, sondern nur auf Ausstattung und Unterhalt aus dem Erbvermögen Anspruch machen konnten. Selbst wo sie den nächsten Grad der Verwandtschaft einnahmen, konnten sie die Erbschaft nicht erhalten, sondern mußten dieselbe für den ihnen zunächst folgenden männlichen Verwandten vermitteln, indem dieser sie zu heirathen nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet war. War eine Frau zu der Zeit, als eine Erbschaft an sie gelangte, schon verheirathet, so konnte sie sogar von einem Ver-

Digitized by Google

wandten ihrem eigenen Manne ſtreitig gemacht werden. Hier hat der rechtliche Geſichtspunkt den ſittlichen völlig verdrängt. Wenden wir uns nun zu den Gewährsmännern, von welchen man vermuthen kann, daß ſie in theoretiſcher Weiſe über die Zuſtände des weiblichen Geſchlechts geſprochen haben — zu den Philoſophen.

Hier ſteht an der Grenze der ſchönen Zeit Griechenlands Plato, der beſonders in ſeiner Republik und den Büchern, wo er von der Liebe ſpricht, auf unſere Frage Bezügliches geliefert hat, oder ſagen wir es lieber in Betreff der letztgenannten gleich, geliefert zu haben ſcheint. Man hat es ſehr oft als Zeichen großer Geringſchätzung betrachtet, daß er in ſeiner idealiſchen Republik unter das gemeinſchaftliche Beſitzthum auch die Frauen mit inbegriffen hat, ein Communismus, vor dem ſelbſt die neuere Zeit, trotz allen ihren gefährlichen Conſequenzen, zurückſchaudert. Allein dabei hat man weder ſeine Motive berückſichtigt, noch ſeine Abſicht verſtanden. Denn ihm ſchwebte aus der Wirklichkeit ein Bild vor, das er ohne deſſen Mängel in ſeiner Republik darſtellen wollte — die ſpartaniſche Verfaſſung nämlich, wie ſie damals auf dem Grund der lycurgiſchen Einrichtungen ſtets noch fortbeſtand. Aber hier war gerade das weibliche Geſchlecht, theils durch die Gleichſtellung mit den Männern, theils durch den Mangel an Geſetzen, welche ſeine Verhältniſſe regelten, von ſeiner Natur und Beſtimmung abgewichen und einer immer mehr überhandnehmenden Entartung anheimgefallen. Darum macht Ariſtoteles dem Lycurg den Vorwurf, daß er das weibliche Geſchlecht nicht mit derſelben Strenge an Geſetzesformeln gebunden habe. Plato erkannte gleichfalls den Uebelſtand, allein ſein Mittel, ihm zu begegnen, war ein Fehlgriff. Er hätte vielmehr die Freiheiten des Weibes ermäßigen, ſtatt erweitern ſollen. Allein durch Uebertragung des ſpartaniſchen Lagers auf ſeinen Kriegerſtand war er eben auch an deſſen übrigen Conſequenzen zu ſehr gebunden, um das Weib von den Uebungen und Abhärtungen auszuſchließen, zu welchen es dort berufen war; und wollte er gleichwohl der Ungebundenheit vorbeugen, ſo blieb ihm nichts übrig, als es in ſeinen Rechten gleichzuſtellen, um dann auch ſeine Pflichten jenen der männlichen Bevölkerung gleichzumachen. Fiel aber der ſpezifiſche Unterſchied der Geſchlechte weg, ſo war zugleich die Familie aufgehoben, ſo war auch die Gemein-

Digitized by Google

schaft nothwendige Folge. Er ging also weiter als Sparta; hier war die Gemeinschaft facultativ; bei ihm prinzipiell. Plato fühlte, daß ein Staat, dessen ganze Organisation nur auf der sittlichen Unterdrückung des einen Theils (der weiblichen Bevölkerung) beruhte, ein mangelhaft eingerichteter sei. In diesem Gefühl spricht sich deutlich eine Anerkennung des weiblichen Wesens aus, das ja seine Menschenwürde den Männern gleichstellte, und wenn er auch wohl einsah, daß seine Republik ein Ideal bleiben werde, dessen Verwirklichung an der Verschiedenartigkeit menschlicher Natur scheitern müsse, so war doch der Gedanke einer Gleichstellung ein erhabenener, indem diese ja einer Zeit anheimfiel, wo „Weise Herrscher und Herrscher Weise sein werden"; nur leidet er an demselben Fehler, der überhaupt seine ganze Republik charakterisirt — an einer Nichtunterscheidung des Quantitativen und Qualitativen (Hermann.) Mag es auch eine Zeit gegeben haben, wo, nach Xenophon, in Lacedämon die beiden Geschlechter gleichsam wetteifernd ihre gegenseitigen Tugenden einander mittheilten; wo die Frauen durch männliche Kraft und Selbständigkeit, die Jünglinge dagegen durch weibliche Zartheit und Bescheidenheit sich auszeichneten, so lehrte doch die Geschichte, daß dieser Zustand auf die Länge unhaltbar sei; und Plato's Grundsätze, so redlich sie gemeint waren, hätten noch viel weniger der Zeit trotzen können. Seine Liebe hängt genau mit der Ideenlehre zusammen und ist demgemäß philosophischer Natur; sie soll für den Menschen die Brücke bilden zur Wahrheit, welche nur in der Idee enthalten ist. Denn da diese dem sinnlichen Menschen unerkennbar bleibt und seinem Auge, nur vermischt mit Irdischem, dargeboten wird, so soll die Schönheit ihn durch ihre verschiedenen Manifestationen hindurch dem Anschauen des ursprünglichen Bildes, dessen sichtbares Abbild die Schönheit ist, stets näher rücken, bis endlich das innere Auge dieses sinnlichen Mediums gar nicht mehr bedarf. Demnach ist Liebe allerdings ein Hauptingrediens der platonischen Philosophie, aber nicht eine jede, sondern bloß die Liebe zum Schönen, und diese muß allerdings beginnen bei der schönen Form, bei dem Körperlichen, ehe sie zu geistigeren Genüssen vorwärts schreitet. In ihrer höchsten Instanz schwebt sie völlig im Reiche des Geistes, wie bei den früheren italienischen Dichtern, und bildet wie dort die

Digitized by Google

Bedingung eines glückseligen und himmlischen Lebens; aber sie ist ein Ergebniß nicht der Religion, sondern der Philosophie. Jede Liebe ist dem Plato ein Trieb oder eine Lust, und da die Triebe vielerlei sind und auf vielerlei gerichtet, so ist die Liebe ein Trieb nach der Schönheit; je höher sie steigt, desto mehr entäußert sie sich der Materie. Sie wählt aber nach Plato's Theorie auf ihrem ersten Stadium eher Jünglinge als Frauen, weil jene zur Philosophie geneigter sind, d. h. mehr natürliche Befähigung zu einer allmäligen Vergeistigung in sich tragen. Im Symposion, demjenigen Dialog, wo Plato unter der Person des Socrates seine Ideen über Liebe am ausführlichsten darstellt, nennt dieser als Lehrerinn seiner Kunst die Diotima aus Mantinea, die Priesterinn des Schergottes — und wenn nun auch nach neuerer Ansicht die Person derselben eine Fiction Plato's ist, so beweist doch der Umstand, daß einem Weibe die erhabene Lehre in den Mund gelegt und jenes gleichsam zur Trägerin derselben gemacht wird, des Philosophen hohe Anerkennung der Frauenwürde, die in seinem Staate gleichberechtigt neben die Männlichkeit gestellt und mit dieser nur der höheren Menschennatur untergeordnet erscheint. Jener anscheinend anstößigen Forderung liegt also in Wahrheit eine hohe sittliche Idee zu Grunde. — Wir müssen es als einen sehr großen Verlust beklagen, daß uns die Erotik des Aristoteles nicht erhalten worden ist; eine Vergleichung beider Philosophen in ihren Ansichten über diesen Gegenstand wäre sehr interessant gewesen. Die allgemeine Auffassung des Weibes durch Aristoteles läßt sich aber aus einzelnen Stellen entnehmen, welche andeuten, daß er weniger günstig von der weiblichen Natur dachte, wie sein großer Vorgänger. In seiner Poetik, wo er von der Wahl passender Charactere für die Tragödie spricht, räumt er auch den weiblichen das Recht ein, dargestellt zu werden, fügt aber hinzu, daß diese im Ganzen vielleicht weniger gut seien. —

Es sei mir erlaubt, die folgenden Jahrhunderte des griechischen Lebens zu überspringen, weil hier die äußere Geschichte sowohl, als die innere der Literatur, der Kunst und der Sitte, nichts Selbständiges und rein Nationales mehr liefert, sondern alles durch fremden Einfluß getrübt und in seiner freien Entwicklung vielfach gehemmt erscheint. Ich schließe meine Darstellung mit einem Stück

Digitized by Google

griechischen Lebens und griechischer Anschauungsweise, das seine Stelle schon tief in der römischen Kaisergeschichte einnimmt. Plutarch nämlich, Hadrians Zeitgenosse, hat in seinen zahlreichen Schriften über unsern Gegenstand Winke eingestreut und Beiträge geliefert, deren Notiz wir niemand vorenthalten wollen. Man wird dabei oft in frappanten Zügen der Aehnlichkeit an christliches Leben erinnert, und die Auffassung des Weiblichen ist darin überhaupt auf einer Höhe, wie es nur bei völliger Gleichstellung der Geschlechter möglich ist. Man lese das Trostschreiben, das er bei dem Tode der Tochter an seine Frau richtet, und man wird darin eine Innigkeit und Tiefe, eine Liebe und Verehrung finden, die unserer Zeit Ehre machen würde. Es scheint oft, als ob er die alten Griechen in manchen Punkten zu lau gefunden hätte und eine leise Opposition mache, wie in der Abhandlung, wo er die Frauenliebe und Knabenliebe, von je einem Wortführer vertreten, in die Schranken stellt, und jener den unzweifelhaftesten Sieg zu Theil werden läßt. Des Thucydides Ausspruch, daß diejenige Frau die beste sei, welche von Fremden am wenigsten getadelt oder gelobt werde, behagt ihm nicht; viel besser der Ausspruch des Sophisten Gorgias „daß nicht die Gestalt, sondern der Ruhm einer Frau den Leuten bekannt werden solle." — Er selbst wünschte vielleicht noch mehr Emancipation. „Der dem Weibe angeborene Hang zur Zärtlichkeit," sagt er, „gleicht einem fruchtbaren Boden, in welchem der Same der Freundschaft leicht Wurzel schlägt und ist weder von den Grazien noch von der Unterredung verlassen." — „Die weibliche Liebe allein," fährt er hierauf fort, indem er sie mit der Männerfreundschaft vergleicht, „die weibliche Liebe allein verblüht nicht trotz Falten und grauen Haaren, sondern dauert bis zum Tode und Grabe fort." Die Ehe ist ihm durch Liebe bedingt, und diese muß vorangehen. „Keine Verbindung," heißt es, „ist dauerhafter als die Liebe, welche das Band der Ehe zu Hülfe nimmt; keine verschafft so viel Vergnügen und dauerhafte Vortheile; keine Freundschaft giebt ein ehrenvolleres und beneidenswertheres Glück." Auch der bedeutsame Ausspruch findet sich bei ihm: In der Ehe ist lieben allemal ein größeres Glück als geliebt werden. Hiemit lassen Sie mich schließen. Die Folgerungen an dem Gesagten, welche ich nicht selbst gezogen

Digitized by Google

habe, darf ich um so eher Ihnen überlassen; als eine völlig objective Hinstellung derselben, bei einer Frage, deren Erledigung doch auch ein gewisses subjectives Entgegenkommen und Aufnehmen verlangt, eine schwierige Aufgabe ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

NOV 20 1934

14Oct'60FK

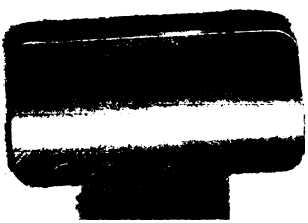
REC'D LD

OCT 7 1960

LD 21–100m-7,'33

Digitized by Google

YB 07460



Digitized by Google

Digitized by Google